

Rezensionen

Boris Zizek

Historische Biographieforschung als Umgangsforschung

Sammelrezension zu:

1. Helga Pelizäus-Hoffmeister (2006): Biographische Sicherheit im Wandel? – Eine historisch vergleichende Analyse von Künstlerbiographien. Wiesbaden. Deutscher Universitäts-Verlag, ISBN 3-8350-6022-8. € 39,90
2. Peter Alheit, Morten Brandt (2006): Autobiographie und ästhetische Erfahrung. Frankfurt, New York. Campus Verlag, ISBN 978-593-37991-3. € 34,90
3. Christiane Berth (2005): Die Kindertransporte nach Großbritannien 1938/39. München. Dölling und Galitz Verlag, ISBN 3-937904-06-9. € 10,00
4. Charlotte Kohn (2006): Luftfrauen – Der Mythos einer jüdischen Frauenidentität. Wien. Praesens Verlag, ISBN 3-7069-0300-8. € 23,30
5. Birgit Griese (2006): Zwei Generationen erzählen – Narrative Identität in autobiographischen Erzählungen Russland-deutscher. Frankfurt, New York. Campus Verlag, ISBN 978-3-593-38211-1. € 39,90

Die vorzustellenden Untersuchungen betrachten, wie Menschen mit Situationen kulturellen und gesellschaftlichen Wandels oder dem teils abrupten Wechsel in ein anderes soziales Umfeld umgehen. Thematisch sind also allgemeine Modernisierungsprozesse, vor allem der letzten einhundert Jahre (bzw. um 1800) und deren Bedeutung für die Herausbildung einer neuen, modernen Reflexionsform biographischer Selbstthematisierung, der Wechsel in ein anderes soziales Umfeld durch Emigrationsprozesse als Folge der nazistischen Machtergreifung und des anschließenden Terrorregimes sowie die Lebenserfahrungen von Spätaussiedlern nach dem Zerfall der Sowjetunion.

Der Begriff des ‚Umgangs‘ als Bezeichnung für tentative, vorläufige Problembewältigung kann vor diesem Hintergrund

als eine zentrale Kategorie der Biographieforschung in Betracht gezogen werden.

Zunächst lassen sich Umgang im Sinne von Begegnung und Austausch (mit jemandem Umgang haben) und Umgang im Sinne von gleichsam aus der Begegnung hervorgehender Problemlösung (er geht damit ganz anders um) unterscheiden.

Entsprechend der ersten Akzentuierung thematisiert der Ausdruck Umgangsformen in einer seiner Verwendungen die *Form* von Begegnungs- und Annäherungsprozessen. Hier wird also im Unterschied zum Umgang als Problemlösung beurteilt, wie jemand die Begegnung und den Austausch als solchen gestaltet. Damit wäre gleichsam die erste Phase der Problemlösung Gegenstand.

Mit Blick auf den Begriff des Umgangs im Sinne der Problemlösung deuten die etymologischen Synonyme „Rundgang“ und „Umlauf“¹ einen umkreisenden Begegnungs- und Annäherungsprozess an, der einen Überblick und erste Einblicke gewährt und den tentativen, vorläufigen Charakter der aus dem Umkreisen hervorgehenden Problemlösung akzentuiert. Der Bedeutungsaspekt des Tentativen und Vorläufigen wird etwa an der Frage „Wie sollen wir (jetzt) damit umgehen?“ deutlich. Ein Umgang scheint also keine unmittelbar erfolgende Krisenlösung zu sein, dennoch stellt er eine Problembewältigung unter Handlungsdruck dar. Ein großer Teil der alltäglichen Routinen könnte Umgangscharakter haben. Das müßte vor allem und zunehmend für die nicht-zyklische, wandelfreundliche Moderne gelten.

In Anlehnung an Fuchs-Heinritz' klassische Arbeit zur Biographieforschung läßt sich folgende zentrale Annahme der biographischen Forschung formulieren: handlungswirksame Situationsinterpretationen sind das Resultat der individuellen Integration kultureller Faktoren und gemachter Erfahrungen. In diesem Sinne fordert insbesondere die moderne Problematisierung der individuellen Lebensgestaltung den biographischen Ansatz. Diese Perspektive scheint der Begriff des Umgangs als Bezeichnung für tentative, vorläufige Problemlösungen besonders eindrücklich einzufangen.

1. In „Biographische Sicherheit im Wandel?“ macht es sich *Helga Pelizäus-Hoffmeister* zur Aufgabe, Muster der Perzeption und des Umgangs mit biographischer

Unsicherheit und diesbezügliche Transformationstendenzen der letzten hundert Jahre anhand autobiographischer Äußerungen von Künstlern der Jahrhundertwenden 1900 und 2000 zu bestimmen.

Biographische Sicherheit, als Ergebnis der Vergewisserung hinsichtlich des zukünftigen Lebensverlaufs, werde zum Problem des modernen Subjekts, weil in der Neuzeit neben die universale Notwendigkeit der Typisierung der Umwelt eine Verlängerung der Perspektive tritt, die sich in der Transformation des Sicherheitsbegriffs hin zur Prophylaxe widerspiegle. Ein neuer, die individuelle Lebensgestaltung gleichsam reproblematisierender Unsicherheitschub gehe dabei von der Erosion der in der ersten Moderne gebildeten Normalitätskonstruktionen aus. Biographische Reflexion erweise sich als moderne Form der Selbstverortung, die die miteinander einhergehenden Erfahrungen der Selbstwahrnehmung als Subjekt und der Kontingenz bewältige.

Sowohl die Wahl der Untersuchungszeiträume, der gesteigerte Wandlungsprozesse zeigenden Jahrhundertwenden 1900 und 2000, als auch die der Untersuchungsgruppe, typischerweise mit Mangel an Institutionalisierungen konfrontierte Künstler, soll gewährleisten, dass der Umgang mit maximal verunsichernden Situationen untersucht werden kann. Durch die diachrone Betrachtungsweise lassen sich Gemeinsamkeiten und Differenzen der Umgangsmuster um die Jahrhundertwenden feststellen und in einen genetischen Zusammenhang bringen.

Aufgrund der unterschiedlichen Äußerungsformen der beiden Untersuchungsgruppen reflektiert die Autorin die Gemeinsamkeiten und Differenzen zwischen geschriebenen und erzählten autobiographischen Äußerungen. Einerseits werden Briefe, Tagebucheintragungen und Autobiographien – die Äußerungsformen der Untersuchungsgruppe 1900 – als geeignete Daten zur Analyse biographischer Konstruktionen mit dem Hinweis begründet, dass die darin wirksamen Textsorten den einzelnen in die Position der Selbstbezugnahme versetzen, in der er sein Verhältnis zu anderen Systemen reflektiert und damit Daten für die Rekonstruktion individueller Deutungen und Wertungen produziert. Auf der anderen Seite relativiert die Autorin den Grad der Beeinflussung durch die unterschiedlichen Äußerungsformen,

indem sie auf die Öffnungsfunktion der geschriebenen biographischen Äußerungsform und die einschränkenden Einflüsse der Interviewsituation hinweist.

Helga Pelizäus-Hoffmeister betont, dass es sich bei den auf Grundlage von Einzelfallanalysen herausgearbeiteten Umgangsmustern um „Personen- bzw. Fall- und nicht um Deutungs- oder Handlungstypen“ (S. 148) handele, da die Autobiographen der Untersuchungsgruppe 2000 zum Teil auf unterschiedliche Logiken zurückgriffen.

Zur Bestimmung der Muster der Perzeption und des Umgangs mit biographischer Unsicherheit werden sensibilisierende Differenzierungsdimensionen entwickelt. Sie können hier nur im Rahmen der folgenden knappen Wiedergabe des die Wandlungstendenzen herausarbeitenden Vergleichs der durch Typen charakterisierten Umgangsmuster dargestellt werden.

In der Untersuchungsgruppe 1900 werden zwei Typen der Perzeption von und des Umgangs mit Unsicherheit unterschieden. Sowohl ANPASSUNG als auch AUTONOMIE 1900 perzipierten Ungewissheit nicht als kreative Chance, sondern als eine Gefahr, die gebannt werden muss. Erstere zeichne sich durch Fremdzurechnung biographischer Unsicherheit aus, letztere rechne sie sich selbst zu. Werde bei ersterer das Selbst entsprechend als bedeutungslos wahrgenommen, genieße das einflussnehmende Selbst „größte Aufmerksamkeit“ (S. 208).

Entsprechend der Selbstwahrnehmungen verlege ANPASSUNG 1900 den zentralen Bezugspunkt mit entscheidender Definitionsmacht der biographischen Gestaltung nach außen, „gesellschaftliche Vorgaben“ würden „unhinterfragt“ (S. 206) akzeptiert. Bei VertreterInnen von AUTONOMIE 1900 sei das Selbst der zentrale Bezugspunkt. „Gesellschaftliche (...) Vorgaben im Sinne der Normalbiographie“ würden „programmatisch“ (S. 208) abgelehnt.

Gemeinsam sei beiden Typen, dass Lebensereignisse auf Kontinuität und Weiterentwicklung hin und mit langfristiger Perspektive ausgelegt würden, so dass die Zukunft als unbeeinflussbare und verplante einen geschlossenen Charakter aufweise. Auch hinsichtlich der Logiken der Grenzziehung zeigten beide Übereinstimmungen.

Dagegen zeigten sich Differenzen dahingehend, dass ANPASSUNG eine passive, emotionsgestützte Biographiegestaltung aufweise, AUTONOMIE 1900 dagegen eine aktive, „verstandesbasierte“, so dass Parallelen zum „weiblichen“ und zum „männlichen“ „Normalmodell“ (S. 209) feststellbar seien. Beide Typen zeigten eine zumindest faktische Anerkennung der Prinzipien der Normalbiographie und ihrer Anliegerinstitutionen.

Für 2000 könnten die skizzierten Typen grundsätzlich übernommen werden. Zwei neue Formen des Umgangs mit Unsicherheit werden mit den Typen UNFREIE AUTONOMIE und AUTONOMES SICH-TREIBEN-LASSEN bestimmt. Beide zeigten in der zur Ungewissheit der Zukunft neu hinzukommenden Unklarheit der Zurechnung eine „Uneindeutigkeit 2. Ordnung“ (S. 287). Different sei, dass AUTONOMES SICH-TREIBEN-LASSEN die Eigenaktivität hochschätze und die Ungewissheit als „Chance für die biographische Gestaltung“ wahrnehme, während VertreterInnen von UNFREIE AUTONOMIE „trotz fehlenden Glaubens an eigene Steuerungsmöglichkeiten am Selbst als zentralen Bezugspunkt“ (S. 288) festhielten. Die Unsicherheitsperzeption sei insgesamt pluralisierter. Die Bedeutung des Selbst als Bezugspunkt biographischer Gestaltung steige, die Bezugspunkte im Außen büßten an Stabilität ein oder variierten. Auch die Formen des Zugriffs auf die Normalbiographie zeigten sich pluralisiert und seien durchgängig reflexiv gebrochen.

Auch bei den Zeitmustern sei eine Pluralisierung feststellbar. Neue Zeitorientierungen, in ihrer Gesamtheit beim Typus AUTONOMES SICH-TREIBEN-LASSEN auftretend, zeigten sich 2000 durch Vermeidung von Festlegungen: Projektbezogenheit, Ungerichtetheit, Veränderung und offene Zukunft. Sei Grenzziehung 1900 noch die wichtigste Deutungslogik, werde 2000 auf sich widersprechende Deutungslogiken zurückgegriffen. Die Strukturierungsgrundlagen Emotionen und Kognitionen würden 1900 klar getrennt, 2000 sei auch eine Kombination beider Elemente feststellbar.

Die Autorin vergleicht anschließend vor dem Hintergrund ihrer Ergebnisse vorhandene soziologische Wandlungstheorien hinsichtlich ihrer aufschließenden Kraft für den Untersuchungsgegenstand.

Die klassischen „einfachen“ Modernisierungstheorien erwiesen sich aufgrund des

„fehlende(n) Einbezug(s) der Subjektebene“ (S. 312) als unbrauchbar, den Einwand der Theorie reflexiver Modernisierung gegen die postmoderne Überlegung der Erosion aller modernen Prinzipien könne die Autorin mit ihrer Untersuchung empirisch stützen. Die Theorie der reflexiven Modernisierung versuche, die „Konsequenzen reflexiver Modernisierung auf Subjektivität“ (S. 314) zu beschreiben und sähe neben dem „Zuwachs an sich gegenseitig widersprechender Deutungshorizonte“ „die Notwendigkeit des Entscheidens“, „dennoch eindeutige Gewissheiten zu entwickeln und durchzusetzen“ (S. 315). In diesem Theoriezusammenhang nimmt die Autorin eine begriffliche Präzisierung der sich radikalisierten Ungewissheit vor. Sie erweitert das von Bonß eingeführte Konzept der Gefahrenkonstruktion 2. Ordnung² zum Konzept der Uneindeutigkeit 2. Ordnung, das sowohl die negativen als auch die positiven Wahrnehmungsmuster der doppelten Unsicherheit gegenüber der Ungewissheit der Zukunft und der Zurechnung erfasse.

Bezüglich der Verallgemeinerbarkeit der herausgearbeiteten Muster des Umgangs mit Unsicherheit zeige die Betrachtung anderer Studien und Arbeiten, dass die explizierten Typen des Umgangs mit biographischer Unsicherheit „allgemeinere Muster des Umgangs mit biographischer Unsicherheit abbilden. Im Ergebnis zeigt sich, dass KünstlerInnen als Pioniere gesellschaftlicher Tendenzen betrachtet werden können, die voraussichtlich für immer mehr Menschen an Bedeutung gewinnen“ (S. 323f.).

Die Untersuchung von Helga Pelizäus-Hoffmeister zeichnet sich durch eine gründliche Systematik aus und bietet einen hervorragenden Bezugspunkt für die Erforschung der Probleme des modernen Subjekts.

2. In „Autobiographie und ästhetische Erfahrung“ rekonstruieren *Peter Alheit* und *Morten Brandt* Umgangsweisen mit einer modernen, ästhetischen Reflexionsform in der deutschen Moderne.

Forschungsmaterial sind Autobiographien der Jahrhundertwenden 1800, 1900 und 2000. Alheit und Brandt zeigen zunächst entlang einer Betrachtung des Wandels autobiographischer Formate, wie sich neben einer unter bestehende Ordnungsmuster subsumierenden, funktional-

rationalen Reflexivität eine „ästhetische Reflexivität“ (S. 25) entwickelt.

Das *vormoderne* Format zeichne sich dadurch aus, dass Dritte autorisierte Biographien schreiben und das Verhältnis zum traditionellen Rahmen konformistisch und strukturratifizierend sei. Das *frühmoderne* Format bildeten Autobiographien. Die Autobiographen seien aufgrund institutionellen Wandels aus ihren Lebenswelten gerissen, ihr Verhältnis zum traditionellen Rahmen sei jedoch weiterhin erhaltungsorientiert. Erst mit der Perspektive der persönlichen Entwicklung im *klassisch-modernen* Format wandle sich dieses Verhältnis.

Im Modus ästhetischer Reflexivität würden Wissensordnungen gegenseitig in ihren Geltungsansprüchen depotenziert und so aufeinander bezogen, dass Neues emergieren könne. Sollen diese Distanzierungsbewegungen produktiv werden, müssten sie jedoch im Wechsel mit Annäherungsbewegungen stattfinden. Die Autoren verweisen hier auf Deweys Betonung der Kontinuität zwischen ästhetischer und alltäglicher Erfahrung. Ästhetischer Reflexivität wird darüber hinaus anhand Deweys Unterscheidung zwischen bloßen Möglichkeiten einerseits und Potentialitäten andererseits die Qualität der Generierung von Möglichkeitsräumen attestiert.

Die Autobiographien um 1800 zeigten allgemein eine unterschiedlich ausgeprägte Unterordnung des Ästhetischen unter andere Wissensordnungen. Es zeige sich jedoch eine Autonomisierung des ästhetischen Bereichs und es seien auch Versuche einer Annäherung festzustellen. Den aus Dichotomisierungen entspringenden Mangel an Verknüpfung der ästhetischen mit der alltäglichen Erfahrung führen die Autoren auf „das Fehlen von medialisierenden Instanzen“ (S. 117) zurück. Auch Geschlechterschranken werden herausgearbeitet.

In den Texten um 1900 sei der Bereich ästhetischer Erfahrung „autonom“ (S. 202). Es fänden sich vermittelnde Instanzen, etwa „Gespräche mit Freund und Bruder“ (S. 160).

In einer aufschlussreichen Kontrastierung der Perspektiven Foucaults und Elias' den zivilisatorischen Prozess der Selbst-Disziplinierung wird darauf hingewiesen, dass dieser neben der Ordnungserhaltung auch die Funktion der Generierung innovativer Problemlösungen aufweise.

Bereits um 1900 kündige sich eine mögliche Abzweigung der Entwicklung des rekonstruierten, modernen Zivilisierungsprozesses an. Eine Distanzierung und Annäherung berücksichtigende ästhetische Reflexivität ermögliche zwar zunächst die Generierung innovativer Problemlösungen; dieses Potential gehe ihr jedoch bei der Radikalisierung ihrer Emanzipations- und Absetzbewegung hin zur Hermetisierung verloren.

Die autobiographischen Texte um 2000 zeigten das Fehlen „eine(r) sozialen Dimension“ (S. 221), „die Bewegung erstarrt in der Distanzierung; die Autonomisierung des Ästhetischen wirkt als soziale Hermetisierung“ (S. 242) und habe immunisierende Funktion.

Den Autoren gehe es in dieser Arbeit, die Teil des umfassenderen Forschungsprojekts „Ästhesiologische Komponenten von Bildungsmilieus. Eine Untersuchung von Wissensordnungen des Alltags um 1800, um 1900 und in der Gegenwart“ ist, speziell um die deutsche Moderne. Sie erklären die sich in den Texten manifestierende „Schließung moderner Selbsterfahrung“ (S. 281) durch eine an Elias anknüpfende Betrachtung der deutschen Kulturgeschichte. Die „national codierte Gegenüberstellung“ (S. 281) von Zivilisation und Kultur führe dieser auf die „soziale Position des deutschen Bürgertums“ zurück, das sich sowohl gegen den Adel als auch gegen „den Aufstieg der niederen Stände“ (S. 282) wende.

„Wovon sich Ortheil, Walser, Fries und Zorn abgrenzen, hat in ihrer Darstellung jeweils den Charakter des Oberflächlichen, Äußerlichen, Zeremoniellen.“ (ebd.) Sie erweckten den Eindruck, „Persönliches“ bewahren zu wollen. (S. 283)

„Was aber Elias als Zivilisation beschreibt, ist eben gerade nicht das, was Angehörige einer gesellschaftlichen Oberschicht wie Zorn und seine Familie als Verfeinerung der Sitten wahrnehmen und womit sie sich vom Rest der Gesellschaft abschließen – es ist nicht das Pendant zu den Umgangsformen des Adels im 18. Jahrhundert. Zivilisierung ist bei Elias ein Ausbau und eine Differenzierung gesellschaftlicher Vermittlung, eine Verringerung der Spanne von Formalität und Informalität.“ (S. 284)

Die Untersuchung rekonstruiert überzeugend die Entwicklung eines Distanznahme eröffnenden, modernen, potentiell-

len Verhältnisses des Subjekts zur vorhandenen Kultur und zeigt am Beispiel der deutschen Moderne Motive und das Risiko ausbleibender Annäherung.

3. Die Kindertransporte aus Nazi-Deutschland sind Gegenstand der Arbeit von *Christiane Berth*. „Der Begriff „Kindertransport“ bezeichnet die Emigration von Kindern und Jugendlichen jüdischer Herkunft aus Deutschland, Österreich und der Tschechoslowakei in den Jahren 1938 und 1939.“ (S. 7) Deren Erforschung habe verstärkt erst in den letzten Jahren eingesetzt. Fokus der Arbeit von Christiane Berth ist „das individuelle Erleben der Kinder und Jugendlichen und die Verarbeitung von Verfolgung und erzwungener Emigration“ (S. 8). Als Datengrundlage dienen ihr hierfür 40 lebensgeschichtliche Interviews mit Kindertransport-Teilnehmern aus der „Werkstatt der Erinnerung“, einem Oral History-Archiv in der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg.

Im Mittelpunkt der historischen Kontextuierung stehen die britische Flüchtlingspolitik und die Arbeit der britischen und deutschen Hilfsorganisationen. Großbritannien sei der Hauptzielpunkt für Kindertransporte gewesen. Es habe sich vor allem aufgrund innenpolitischer Probleme nicht als Einwanderungsland verstanden, der Aufnahme von Flüchtlingen habe die Regierung nur unter der Bedingung einer Finanzierungsgarantie zugestimmt. Diese sollen zunächst 1933 führende Persönlichkeiten der britischen Juden gegeben haben. Die Flüchtlingswelle 1938 habe jedoch neue politische Maßnahmen erzwungen, eine Visa-Pflicht sollte die Einwanderungskontrolle in den Herkunftsländern ermöglichen. Und „statt wie bisher selbst Garantien zu übernehmen, suchten die jüdischen Organisationen nun in erster Linie nach potentiellen Bürgen und Arbeitgebern für Flüchtlinge.“ (S. 28) „Die Pogromnacht rief in der britischen Öffentlichkeit große Aufmerksamkeit hervor, und es erfolgte eine begrenzte Liberalisierung der britischen Aufnahmepolitik.“ (ebd.) Die Autorin stellt die einzelnen Hilfsorganisationen und ihren Umgang mit den sich verschärfenden Bedingungen dar.

Die Emigrationserfahrung – so ein wesentliches Ergebnis dieser Arbeit – muss als eine nicht abbrechende Folge lebensgeschichtlicher Brüche für die Kinder und Jugendlichen dargestellt werden.

Je nach Herkunft und der Kommunikation mit den Eltern im Vorfeld der Emigration seien die Ereignisse allerdings unterschiedlich verarbeitet worden, „die Erzählungen der Zeitzeugen über Kindheit und Jugend sind von großer Heterogenität geprägt“ (S. 20).

Die mangelnde Aufnahmekapazität habe zu einer Veränderung der Aufnahmekriterien geführt. Für Wien lasse sich dieser Wandel anhand einer Unterscheidung von zwei Phasen beschreiben. Richtete sich die Auswahl in der ersten Phase nach dem Grad der Gefährdung, orientierte sich ein differenzierteres Auswahlverfahren in der zweiten Phase an den Wünschen der Bürgen und Pflegeeltern. Wichtige Auswahlkriterien in der zweiten Phase seien Alter, Geschlecht, Charakter und der Gesundheitszustand des Kindes gewesen. Diese neue Auswahlpraxis erfuhren die Kinder später direkt etwa im wichtigsten Aufnahmelaager Dovercourt, wo der von den Kindern, Jugendlichen und Betreuern so bezeichnete „Viehmarkt“ (S. 56) stattfand. „Anfangs konnten die Pflegeeltern in die Aufnahmelaager kommen und sich dort Kinder aussuchen“ (S. 56). Einige Kinder und Jugendliche versuchten sich „den jeweiligen Wünschen der Interessenten anzupassen.“ (ebd.)

Aufschlussreich seien auch die Unterschiede in der Darstellung des Abschieds. Es gebe Aussparungen und Schilderungen, die die Abreise als Abenteuer oder als bewussten letzten Abschied darstellten. „Die Form der Darstellung steht in engem Zusammenhang damit, inwieweit die Kinder und Jugendlichen sich der Gefahr bewusst waren und wie sie von den Eltern auf die Emigration vorbereitet wurden.“ (S. 59)

Das RCM (Refugee Children's Movement), das durch die Pflegefamilien entlastet wurde, strebte eine Vorabeeschätzung der Familien etwa durch Familienbesuche an. Doch seien aufgrund des Mangels an Unterbringungsmöglichkeiten Pflegefamilien nur sehr selten abgelehnt worden. Eine weitere Ursache späterer Probleme sei das häufige Verschweigen von „psychische(n) Probleme(n) und Verhaltensauffälligkeiten von Kindern“ (S. 61) seitens des RCM gewesen.

Die Kinder und Jugendlichen seien aufgrund der Erwartung ihrer Dankbarkeit in ihren Auseinandersetzungsmöglichkeiten und spontanen Äußerungen in den Pflegefamilien eingeschränkt gewesen. Ellen Ak-

kermann berichtet, sie habe ihre „Freiheit“ verloren (...). Diese habe sie erst wiedergefunden, als ihre Mutter nach England kam“. (S. 65) Vor diesem Hintergrund hätten sich beteiligte (Exil-)Pädagogen für die Unterbringung in Heimen ausgesprochen.

Ein weiteres Problem für die Kinder und Jugendlichen sei die Absenz eines Ansprechpartners gewesen. Zweimal im Jahr sollten sie von RCM-Mitarbeitern besucht werden. Diese befragten aber vor allem die Familien nach ihren Eindrücken. Den Kindern habe meist ein Ansprechpartner gefehlt.

Das Ziel übereinstimmender Religionszugehörigkeit konnte „nur teilweise verwirklicht werden“. (S. 74) Zu Problemen sei es vor allem bei diesbezüglich starker Differenz der Herkunftsfamilie und der Pflegefamilie gekommen. „Viele der interviewten Zeitzeugen sind der Ansicht, dass die Emigration ihre Ausbildung negativ beeinflusst habe.“ (S. 78)

Der Kriegsbeginn habe die Kommunikationsmöglichkeiten mit den Eltern weiter eingeschränkt. Der Kontakt mit den Eltern wurde auf Postkarten begrenzt. Nicht nur Geldmangel, das Verlernen der deutschen Sprache, sondern auch die Entfremdung von den Eltern und die psychische Belastung seien Gründe für die Kommunikationsreduktion. „Für die Kinder und Jugendlichen stellten die Briefe einerseits die letzte Verbindung zu den Eltern und zu ihrer zurückgelassenen Lebenswelt dar. Andererseits konnte das Briefeschreiben zu einer Belastung werden, die die Trennung von den Eltern und deren bedrängte Situation in Erinnerung rief.“ (S. 80) Die Kommunikationsreduktion habe die Probanden später sehr belastet.

Die Evakuierung zum Schutz vor deutschen Bombenangriffen, in der ab September 1939 über 800.000 Schulkinder aufs Land geschickt wurden, war die „zweite große Umstellung innerhalb kurzer Zeit“. (ebd.)

Als Reaktion auf das mit Kriegsbeginn sich wandelnde gesellschaftliche Klima versuchten die jüdischen Flüchtlinge, die während des ganzen Krieges den Status als „enemy aliens“ behielten, sich unauffällig zu verhalten. 1940 kam es sogar zu Internierungen, was einen weiteren lebensgeschichtlichen Einschnitt bedeutet habe.

Das Kriegsende brachte die Konfrontation mit dem Schicksal der Eltern. Manche

sollen bis heute die Auseinandersetzung meiden, andere machten sich Vorwürfe, die Lage damals nicht begriffen zu haben. Bei Wiederbegegnungen gelte es, die entstandene Entfremdung zu bewältigen.

Schließlich eröffnete sich die Option, zu bleiben oder zu gehen. „Einer der häufigsten Gründe für eine Weiteremigration nach dem Krieg war der Wunsch, mit Verwandten zusammenzuleben.“ (S. 97) „Von den befragten Zeitzeugen blieben 13 in Großbritannien, und 14 emigrierten entweder in die USA oder nach Kanada.“ (S. 97) Die Integration in Großbritannien werde unterschiedlich bewertet.

Die Untersuchung von Christiane Berth bearbeitet ein noch wenig systematisch untersuchtes Feld und sie wählt mit der individuellen Verarbeitung oder eben dem individuellen Umgang einen Fokus, der geschichtliche Fakten, wie etwa die Kommunikationsreduktion seit Kriegsbeginn, multiperspektivisch erschließt, so dass neben den infrastrukturellen Faktoren auch die entfremdende Situiertheit der Kinder berücksichtigt wird.

4. Ausgangspunkt der Arbeit von *Charlotte Kohn* „Luftfrauen – Der Mythos einer jüdischen Frauenidentität“ ist die Frage nach der spezifischen Identitätsproblematik von Frauen mit jüdischer Abstammung. Mittels eines Generationenvergleichs, einer „Gegenüberstellung der vor dem Holocaust geborenen Frauengeneration mit den danach Geborenen“ (S. 9), untersucht sie den unterschiedlichen Umgang mit der „Shoa“. Charlotte Kohn kommt zu dem Schluss, der jüngeren Generation sei aufgrund ihrer Tendenz der verstärkten Hinwendung zum Judentum die Integration in eine sich zunehmend öffnende und austauschbetonte Kultur erschwert.

Bis auf das Vor- und Nachwort besteht das Buch aus achtzehn uninterpretierten Lebensbeschreibungen, es handelt sich um Tonbandaufzeichnungen, die von der Autorin redigiert wurden. Die autobiographischen Texte bieten gleichwohl Einblick in Erfahrungen und Ansichten der Untersuchungsgruppen.

Im Nachwort fasst Kohn die Ergebnisse ihrer Datensammlung zur „Identitätsproblematik jüdischer Frauen zweier Generationen“ (S. 200) zusammen. „Das Leben sämtlicher Frauen, die sich mir für Interviews zur Verfügung stellten, hat eine gemeinsame Prägung durch die Shoa. Selbst

Frauen, die rechtzeitig fliehen konnten oder erst nach 1945 geboren wurden, sind durch diesen Zivilisationsbruch traumatisiert.“ (ebd.)

„Die Frauen der älteren Generation“, die sich als Siegerinnen verstehen könnten, erweckten gelegentlich den Eindruck, „besser mit ihrem Schicksal fertig geworden“ zu sein „als die nach 1945 gebürtige Generation“. (ebd.) Dies geschehe jedoch um den Preis „der Verdrängung existentiell bedrohlicher Erlebnisse“ und unter der „Voraussetzung, psychosomatische Symptome an die nachfolgende Generation weiterzugeben“ (ebd.).

Im Generationenvergleich ließe sich eine Transformation von nicht-religiösen Identifikationen (Land und Beruf) zu einer „Verpflichtung‘ dem ‚Jüdischsein‘ gegenüber“ (ebd.) feststellen. „So gibt es oft hilflose Bemühungen, im alltäglichen Leben den Richtlinien der Orthodoxie wenigstens annähernd nachzukommen. Dieses Bedürfnis der Abgrenzung gegenüber der Mehrheitsgesellschaft wäre für die meisten vor 1938 geborenen Frauen kein Anliegen gewesen.“ (ebd.) Die Verbindung mit einem nichtjüdischen Mann, käme „für einige der nach 1945 geborenen Frauen (...) einem Verrat am Judentum gleich“ (S. 201). Kohn bezeichnet die „Unterschiede bei der Identifizierung“ der untersuchten Generationen als „gravierend“ (ebd.). Der jüngeren Generation sei die Identifikationsoption mit „ihren äußerst assimilierten Großmüttern und Müttern“ (ebd.) verloren gegangen.

Im Gegensatz zu verbreiteten Meinungen liege auch kein „ausgeprägtes Nahverhältnis zu Israel“ vor, Israel bilde keine Kompensationsmöglichkeit für eine verlorene Heimat. Charlotte Kohn konnte bei ihren Gesprächen feststellen, „dass nicht wenige Frauen nicht einmal Ferien im Heiligen Land verbrachten“ (ebd.).

„Das Beharren auf den Status des ‚Fremdseins‘ und der ‚Andersartigkeit‘ wird des öfteren durch eine mehr oder weniger unbewusste sprachliche Distanz zur Umwelt verdeutlicht. Einige Frauen der nach dem Holocaust geborenen Generation waren fast unfähig, einen Satz in der Sprache zu beenden, in der sie ihn begonnen hatten.“ (S. 202) Viele hätten auf einem Interview „in englischer Sprache“ (ebd.) bestanden.

„Häufige Versuche, sich in anderen Ländern niederzulassen oder zumindest

sehr oft die Wohnung innerhalb einer Stadt zu wechseln“ brächten „eine gewisse Ruhelosigkeit in allen Lebensumständen bei vielen Gesprächspartnerinnen“ (ebd.) zum Ausdruck. Darüber hinaus erzeugten Autoritätskonflikte Karriereprobleme, und die „Bindungsfähigkeit an Lebenspartner“ (S. 203) sei eingeschränkt.

Die Autorin schließt mit Reflexionen über „ein gelungenes Leben für jüdische Menschen“ (S. 203). Diese engagierte Haltung scheint sie auch dazu zu bewegen, orthodoxe Jüdinnen von der jüngeren Untersuchungsgruppe auszuschließen, da sie ihrer Ansicht nach keine zukunftssträchtigen Identitätskonzepte darstellten. „Die Einheit solcher Gemeinschaften beruht vorwiegend auf der Ausgrenzung des ‚Anderen‘. Auf Grund dieser Gegebenheiten schloss ich Frauen dieser Gruppierung aus meiner Konzeption aus.“ (S. 14) Aus wissenschaftlicher Sicht ist dies sicherlich ein problematischer Ansatz, da er die Berücksichtigung empirischer Fälle auf Grundlage von Vermutungen ausschließt und sich zu praktischer Einflussnahme aufschwingt. Weiter ist kritisch anzumerken, dass zur Veranschaulichung der Widerspiegelung der Heimatlosigkeit und der Integrationsverweigerung im hybriden Sprachgebrauch (s.o.) der Abdruck *unredigierter* Protokolle zumindest auszugsweise interessant gewesen wäre. Aufschlussreich wäre auch die Angabe des Kriteriums der Auswahl der achtzehn Fälle unter den hundert geführten Interviews. Irritierend sind die wörtlichen Wiederholungen ganzer Absätze des Vorworts im Nachwort. Das methodische Vorgehen wird weder reflektiert noch dargestellt und es findet keine Bezugnahme auf wissenschaftliche Literatur statt.

5. In „Zwei Generationen erzählen“ untersucht *Birgit Griese* anhand narrativer Interviews zweier Generationen in die BRD migrierter Russlanddeutscher den Einfluss des Prozesses intergenerationaler Tradierung auf die Identitätskonstruktion mittels einer Analyse dominanter kulturspezifischer Codes.

Im von der Autorin gewählten Paradigma ‚narrative Identität‘ werde die lebensgeschichtliche Stegreiferzählung als Bewältigung des praktischen Problems der Identitätskonstruktion und Sinnkonstitution rekonstruiert. Das Subjekt greife dabei auf das kulturelle Bewältigungswissen

kommunikativer Gattungen und kultureller Codes zurück.

Mit den Begriffen ‚personale‘ und ‚kollektive Identität‘ unterscheidet Griesse einleitend zwei Momente der Identität, die Selbstidentität und die Gruppenzugehörigkeit. Ihr Verhältnis sei eine Besonderungsdimension subjektiver Identität. Eine Differenzierungsdimension von Kollektivkonstruktionen, die einen Rahmen für Identitätskonstruktionen abgeben, sei der Grad der Abstraktheit. Dieser nehme von kollektiven zu personalen Identitätskonstruktionen hin ab. Abstrakte Kollektivkonstruktionen wiesen einen hohen Idealisierungsgrad auf. In personalen Identitätskonstruktionen stünde das Ich im Mittelpunkt. Weitere Differenzierungsmerkmale personaler und kollektiver Identitätskonstruktionen seien raumzeitliche Darstellungsmuster. Ausgehend von einer Unterscheidung von Erzählkonventionen ließen sich mit den Begriffen Chronist, Zeitzeuge und Autobiograph Erzählertypen unterscheiden, bei denen sich entsprechend der Reihung die Gewichtung im Verhältnis der raum-zeitlichen Strukturmuster „Darstellung (...) anhand sozial- oder metageschichtlicher Ereignisse“ und der „Integration von Selbsterlebtem und -erfahrenem“ (S. 70) zu letzterem hin verschiebe, was personale Identitätskonstruktion indiziere. Parallel dazu nehme die Textsorte Erzählung gegenüber der des Berichts zu.

Auch fremderzeugte Beurteilungen könnten die Selbstdeutung leiten, so dass Stigmatisierungen „konstitutiv für Selbstkonstruktionen werden können“ (S. 78).

Neben kollektiven Identitäten stünden den Aussiedlern für ihre Identitätskonstruktion die Familien- oder Berufsgeschichte als mögliche Rahmen zu Verfügung. Familiengeschichten sollen sowohl zeitliche Orientierungsmuster als auch einen thematischen Fokus bereithalten und könnten mehr oder weniger ins Zentrum gerückt werden. Auch Institutionalisierungen des Lebenslaufs produzierten „objektive Ablaufprogramme des Lebens“ (S. 81); sie seien am chronologischen Lebensalter und am Erwerbsleben orientiert und dreiphasig.

Im Anschluss an die Analysen werden folgende kulturelle Codes der Artikulation von Identität in Anlehnung an eine Typologie Ernst Tugendhats herausgearbeitet und ihr Wirken in den Erzählungen darge-

stellt. Dieser unterscheide zwischen feindlichem, ‚antagonistischem‘, und ‚gezähmtem‘, gleichsam gleichgültigem Partikularismus, sowie drittens, universalistischen Konstruktionen, denen jeweils unterschiedliche moralische Einstellungen zugrunde liegen.

Es zeigten sich Erzählungen mit hauptsächlich universalistischen Zügen, solche mit einer Dominanz des partikularistischen Codes, bei dem der Wechsel zwischen antagonistischem und gezähmtem Code eine Zuordnung erschwere, sowie Erzählungen vom Typus ‚gezähmter‘ Partikularismus mit naturalistischer Codierung und kulturalistische Deutungen.

Ausgehend vom Begriff des Kulturalismus werden Natur und Kultur als kulturelle Codes bestimmt. Naturalistische Codierungen wiesen einen deterministischen, nomothetischen, Charakter auf; kulturalistische dagegen einen flexiblen, offenen Charakter. Naturalisierung wird als Unsichtbarmachung der Genese von Konstrukten verstanden, wodurch Gewissheiten produziert würden.

„Es konnte gezeigt werden, dass universalistische Codes sowohl mit naturalistischen als auch mit kulturalistischen Codes einhergehen können, wie auch partikularistische Codes nicht zwangsläufig an Kultur oder Natur gebunden sind.“ (S. 315) Darüber hinaus müssten in der Artikulation personaler Identität wirksame Codierungen nicht mit denen in kollektiver Identität übereinstimmen. „Ob personale oder kollektive Identität – die Vorstellung von der einen Identität, die im Verlauf der lebensgeschichtlichen Darstellung präsentiert wird, gilt es zu verabschieden.“ (S. 317)

Es seien Häufungen in den semantischen Feldern „Religion, Geschichte, Nation, Ethnie, Arbeit, ethisch-moralische Handlung, Leib und familiäres Erbe“ (S. 326) festgestellt worden. Daraus könne geschlossen werden, „dass mit dieser Studie einige zentrale semantische Strukturen narrativer Identität in den Stegreiferzählungen russlanddeutscher Migrantinnen rekonstruiert werden konnten“ (S. 332). „Dass die Referenz ‚deutsche Nation‘ eine zentrale Rolle spielt, kann auf Basis der Analyse lebensgeschichtlicher Erzählungen nur graduell bestätigt werden“ (S. 326). „Die Artikulation von Ich und Zugehörigkeit ist in Stegreiferzählungen Russlanddeutscher (...) grundsätzlich an Ge-

schichte bzw. Geschichtserzählung gebunden.“ (S. 327)

Die Explikation tradiert kultureller Codes solle zur Erschließung des noch nicht eigens bestimmten intergenerationalen Tradierungsprozesses beitragen, der als in Interaktionen stattfindendes, lebensalterunabhängiges, unbewusstes und transformierendes Generationenlernen dargestellt wird. Die Autorin merkt an, dass auch moderne Identitätskonstruktionen in „Richtung Tradition und Partikularismus offen“ seien und plädiert dafür, „traditionsbasierten familiären Wissensbeständen mehr Relevanz zu bescheinigen“ (S. 91). Die Analysen zeigten, dass Muster mit Modifikationen tradiert werden und plausibilisierten damit die Perspektive, Identität als Resultat eines intergenerationalen Tradierungsprozesses zu betrachten.

Die Arbeit entwickelt aufschließende Kategorien zur Betrachtung autobiographischer Äußerungen. Bemerkenswert ist, dass Birgit Griesse entsprechend dem Konzept der „narrativen Identität“ Schlüsse von autobiographischen Äußerungen auf das Handeln ablehnt. Auf dieser Grundlage zeigt sie sich auch eher defensiv gegenüber dem antizipierten Vorwurf der Praxisferne. Mir scheint, die von Reckwitz mit den Begriffen Mentalismus, Textualismus und Praxeologie formulierte Unterteilung der Sozialtheorien³, auf die sich die Autorin dabei bezieht, muss dahingehend weiterentwickelt werden, dass man Praktiken, Sprachen, Bewährungsmythen etc. als interdependente, sich durchdringende Kompositionselemente übergreifender, handlungswirksamer Gebilde auffasst, nämlich konkreter Subjektgestalten.

Anmerkungen

- 1 Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. Bd. 23, München 1991, S. 889.
- 2 Bonß, W. (1995): Vom Risiko, Unsicherheit und Ungewißheit in der Moderne.
- 3 Reckwitz, A. (2003): Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken, Eine sozialtheoretische Perspektive. In: Zeitschrift für Soziologie, Heft 4, S. 282-301.

Katrin Heyl

Cornelia Feider: *Berufsrückkehrerinnen. Erwerbs- und Familienverläufe nach Qualifizierungsmaßnahmen aus biographischer Perspektive*. Bielefeld: Bertelsmann Verlag 2006, 225 S., ISBN 3-7639-3232-1. € 29,90

Die meisten Frauen in Deutschland reagieren auf ihre Mutterschaft mit einem zumindest zeitweiligen Austritt aus dem Berufsleben. Dennoch gibt es nur sehr wenige langfristige Untersuchungen über diese Tatsache und seine dauerhaften Auswirkungen. Die Dissertationsschrift „Berufsrückkehrerinnen“ von Cornelia Feider ist als fünfter Band der Reihe „Erwachsenenbildung und Biographie“ (hrsg. von Anne Schlüter) erschienen und nähert sich dem Thema aus einer biographischen Sicht. „Die Studie befasst sich mit der Frage, welche Prozesse Frauen, die durch eine Qualifizierungsmaßnahme auf die Rückkehr ins Erwerbsleben vorbereitet wurden, durchlaufen, in welcher persönlichen, beruflichen und familiären Situation sie sich mehrere Jahre nach Maßnahmeende befinden und wie sie ihre Lebens- und Berufsentscheidungen erklären“ (S. 10). Sie geht über eine sozio-demographische Datenerhebung hinaus, indem sie auch die subjektiven Sichtweisen von Berufsrückkehrerinnen auf ihre berufliche Tätigkeit und die damit in Verbindung stehenden Haltungen und Erfahrungen einbezieht – zurückgehend bis in Kindheit und Jugend.

Die komplexe Forschungsfrage gliedert sich in vier Einzelfragen: Die erste untersucht die Fortsetzung des Erwerbsverlaufs nach der Qualifizierungsmaßnahme und will Diskontinuitäten beziehungsweise Kontinuitäten aufdecken. Dem Spannungsverhältnis von Erwerbs- und Familienarbeit widmet sich die zweite Teilfrage und beleuchtet, wie die Frauen dieses wahrnehmen, welche Relationen und Gewichtungen sie den beiden Lebensbereichen zuschreiben. Eng verbunden hiermit ist die Frage, nach den Haltungen und Orientierungen, die Berufsrückkehrerinnen mehrere Jahre nach Maßnahmeende zur eigenen Beruflichkeit haben. Schließlich wird die Bedeutung untersucht, die der Lehrgang für den weiteren Erwerbsverlauf und die aktuellen Lebensumstände hat.

Es wurden Mütter befragt, die nach einem familienbedingten Ausstieg aus dem Erwerbsleben an einem Qualifizierungslehrgang für Frauen aus Büroberufen teilnahmen. Die erste Frage wird mit Hilfe eines an die Teilnehmerinnen gesandten Fragebogens untersucht und stellt damit einen quantitativen Zugang dar. Die übrigen drei Teilfragen rücken die subjektiven Deutungen der Frauen in den Mittelpunkt und beruhen auf 20 narrativen Interviews. Da die Gespräche mehrere Jahre nach dem Ende der Maßnahme geführt wurden, haben die Frauen die Möglichkeit, einen retrospektiven Blickwinkel einzunehmen. Die Erzählstruktur ermöglicht es, etwas über die Werte, die die Frauen mit Erwerbs- und Familienarbeit verbinden, zu erfahren und zeigt den Leserinnen und Lesern, wie unterschiedlich diese Haltungen und Orientierungen sein können. Die Dissertation ist also als empirische Untersuchung zu bezeichnen, die qualitativ angelegt ist und der eine quantitative Erhebung vorausgeht.

Im Kapitel „Begriffsklärung und gesetzliche Grundlagen“ werden neben Definitionen, mit denen sich Feider kritisch auseinander setzt, auch Daten, etwa über die Anzahl von Berufsrückkehrerinnen, geliefert. Des Weiteren gibt sie einen kurzen Überblick über die gesetzlichen Grundlagen der letzten Jahrzehnte zu den Freistellungsmöglichkeiten nach der Geburt eines Kindes.

Der Forschungsstand wird ausführlich im dritten Kapitel erörtert. Im Einzelnen werden Ergebnisse über die Erwerbsverläufe von Müttern, dem Spannungsfeld von Erwerbsarbeit und Familie sowie den „Haltungen und Orientierungen von Berufsrückkehrerinnen gegenüber Erwerbsarbeit“ dargestellt und kommentiert. Auffallend an den Ausführungen sind die oft widersprüchlichen Ergebnisse bisheriger Studien zum Thema, die die Autorin deutlich herausstellt. Sie bezieht sich auf eine Vielzahl von Quellen, beispielsweise Erhebungen des Mikrozensus, Studien des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung IAB und Analysen des Sozioökonomischen Panels. Der Blick auf die unterschiedlichen Studien macht deutlich, dass bei der Thematik „Berufsrückkehrerinnen“ sehr differenziert vorgegangen werden muss. Der bisherige Forschungsstand wird schließlich zusammengefasst und kritisch betrachtet. Die Autorin

kommt zu dem Schluss, dass von Gleichberechtigung bei der Aufteilung der Familien- und Erwerbsarbeit und damit zusammenhängend bei der Zuständigkeit für die Versorgung und Betreuung der Kinder nicht annähernd die Rede sein kann (vgl. S. 46).

Nachdem im vierten Kapitel die Untersuchung theoretisch und methodologisch eingeordnet wird, werden die „Situation und Erwerbsverläufe von Berufsrückkehrerinnen nach Qualifizierungsmaßnahmen in Zahlen“ geschildert. Die Ergebnisse beruhen auf den Fragebögen und geben einen allgemeinen Überblick über die Zusammensetzung der Gesamtgruppe und die Erwerbsverläufe nach Beendigung des Lehrgangs (vgl. S. 60). Die Ergebnisse sind mit vielen übersichtlichen Schaubildern und Tabellen illustriert. Neben einigen nicht überraschenden Ergebnissen, etwa die große Bedeutung der Teilzeitarbeit bis zu 25 Stunden in der Woche und vormittags, gibt es auch einige Ergebnisse, die auf Grund des bisherigen Forschungsstands so nicht unbedingt zu erwarten gewesen wären, zum Beispiel, dass es nach der Rückkehr in den Beruf einen Trend zur Ausweitung des Stundenumfangs gibt (vgl. S. 71).

Es folgt der Hauptteil der Untersuchung: die biographische Analyse der Erwerbs- und Familienverläufe von Berufsrückkehrerinnen nach Qualifizierungsmaßnahmen. Die Interviewpartnerinnen wurden mit Hilfe der sozio-demografischen Daten des Fragebogens so ausgewählt, dass die Interviews ein möglichst vielschichtiges Spektrum bieten. Die Auswertung erfolgte hauptsächlich nach der Methode von Fritz Schütze, an dessen Ende eine Typologie steht. Insgesamt ergaben sich sechs Typen, wobei jeder durch biographische Präsentationen belegt und illustriert wird. Die Biografien der Frauen werden durch zahlreiche Zitate aus den Gesprächen illustriert, so dass sie sehr lebendig sind.

Zunächst wird jeweils eine Fallgeschichte ausführlich dargestellt, die mit einigen Hintergrundinformationen über die aktuelle familiäre und berufliche Situation, den Erwerbsverlauf nach Maßnahmeende und in einigen Fällen auch über Haltungen und Einstellungen der Frauen beginnt. Bei der Darstellung der „Biographie in ihrem chronologischen Ablauf“ analysiert die Autorin die Handlungsschemata, die sich aus den Erzählungen herauskristallisieren. Die Ge-

schichte der Frauen wird mit der Analyse derselben gekonnt verbunden, so dass die Handlungsschemata nicht schwammig bleiben, sondern durch die direkte Anbindung an die Erzählungen gut nachvollziehbar sind. Daran schließt die „Biographische Darstellungsweise“ an, die die Selbstdarstellungen der Frauen im Gespräch beschreibt.

Das dominante Handlungsschema beziehungsweise die dominanten Handlungsschemata und der Umgang der Frauen damit werden in den „Prozessstrukturen“ noch einmal deutlich hervorgehoben. Zudem wird geprüft, ob die Schemata für die jeweilige Frau eine positive Strategie oder eher ein Hemmnis darstellen.

Des Weiteren wird beschrieben, wie die Frauen das Spannungsverhältnis von Familie und Beruf erleben und welche Bedeutung Teilzeitarbeit für sie hat. Es schließt sich eine Schilderung der Haltungen und Orientierungen gegenüber Erwerbsarbeit an und welchen Stellenwert der Lehrgang aus der heutigen Sicht der Frauen hat. Bei den Kurzportraits, die sich an die ausführlichen Fallbeschreibungen anschließen, findet eine Beschränkung auf die Unterpunkte „Hintergrundinformationen“, „Biografische Darstellungsweise“ und „Prozessstrukturen“ statt.

Die einzelnen Unterpunkte wurden auf Ähnlichkeiten und Gemeinsamkeiten hin untersucht, woraus sich die sechs Typen ergeben haben. Dem Typ „Hohe Erwartungen an Erwerbsarbeit und Familie“ werden Frauen zugeordnet, die in dem Dilemma leben, an Familie und Beruf gleichzeitig hohe Ansprüche zu stellen. Sie wollen eine anspruchsvolle Tätigkeit, aber genauso wichtig ist es ihnen, mittags für ihre Kinder da zu sein. Sind die beruflichen Ansprüche nicht zu erfüllen, was häufig der Fall ist bei Teilzeittätigkeiten, wird ein Ausstieg nach dem Prinzip „alles oder nichts“ vorgezogen. Die Frauen zeichnen sich dadurch aus, dass sie hohe pädagogische Ideale haben und gleichzeitig Sinn und Erfüllung durch den Beruf finden wollen (vgl. S. 101ff.).

Bei dem Typ „Familiäre Gebundenheit vor beruflichen Ambitionen“ sehen sich die Frauen in erster Linie als Mütter. Die Erwerbsarbeit muss mit diesem Anspruch vereinbar sein. Dazu sind die Frauen bereit, inhaltliche Abstriche zu machen. Sie sind als die klassische Dazuverdienerinnen zu bezeichnen, bei denen Geld zwar von Bedeutung, aber nicht zwingend not-

wendig ist. Für sie sind elterliche und/oder gesellschaftliche Normen richtungsweisend (vgl. S. 120ff.).

Mütter, die nach ihrer aktiven Familienphase eine Teilzeitbeschäftigung ausüben, um eine neue Aufgabe zu haben, werden der dritten Gruppe zugeteilt. Finanziell ist eine Berufstätigkeit nicht notwendig, sondern sie steht gleichwertig neben den Hobbys. Bei der Art der Beschäftigung und der Lage der Arbeitszeit sind die Frauen des Typs „Erwerbsarbeit als nachfamiliäre Sinnquelle neben Freizeitinteressen“ sehr flexibel (vgl. S. 136ff.).

Frauen, bei denen das eigene Einkommen wichtig ist, aber bei denen die immateriellen Komponenten mit der Zeit an Bedeutung gewinnen, gehören dem Typ „Wachsendes Vertrauen in sich selbst und in die Eigenverantwortung der Kinder“ an. Die Erziehung ist noch nicht abgeschlossen, aber die Mütter sind bereit, Verantwortung abzugeben (an die Kinder selbst, Institutionen oder Einzelpersonen), so dass sie sich durch ihre Familie nicht wesentlich eingeschränkt sehen (vgl. S. 151ff.).

Bei dem Typ „Berufliche vor familiärer Verantwortung“ besteht ein hoher Anspruch an den Inhalt der beruflichen Tätigkeit. Die Frauen sind an einer Vollzeitbeschäftigung interessiert. Sie erwarten ein hohes Ausmaß von Erfüllung durch ihren Beruf und suchen gezielt verantwortungsvolle Aufgaben und neue Herausforderungen. In den Gesprächen stellen sie sich nicht als Mütter dar (vgl. S. 168ff.).

Beim sechsten Typ „Existenzsicherung der partnerlosen Familie durch Erwerbsarbeit“ arbeiten die Frauen in Vollzeit oder vollzeitnah, weil sie für den Unterhalt der Familie verantwortlich sind. Sie sind zu weitgehenden Zugeständnissen bei der Erwerbsarbeit bereit, zeigen sich aber trotzdem zufrieden mit ihrer Arbeit und sehen diese zum Teil auch als Sinnquelle (vgl. S. 192ff.).

Typübergreifend kommt Feider zu dem Schluss, dass die Vereinbarung von Familie und Beruf allein in den Händen der Frauen liegt und Verantwortung je nach Typ zwar an die Kinder nicht aber an den Partner abgegeben wird. Bis auf eine Ausnahme ist diese alleinige Zuständigkeit für die Familienarbeit auch eine Selbstverständlichkeit für die Frauen (vgl. S. 196).

Die Autorin deckt auf, dass auch nach einem geglückten Wiedereinstieg die Erwerbsverläufe von Frauen von Diskonti-

nuitäten gekennzeichnet sind, was ein Argument für größere Beobachtungsräume darstellt (vgl. S. 199). Feider gelingt es, die Typen durch die Geschichten der Frauen lebendig zu machen, so dass sie nicht als theoretische Konstrukte stehen bleiben. Der Gewinn dieser Studie liegt sicherlich darin, dass sie durch ihre qualitativ-biografische Sicht zeigt, dass hinter Statistiken über Berufsrückkehrerinnen ganz unterschiedliche Motive und Lebenszusammenhänge stehen. Sie betont die Verschie-

denartigkeit der Lebensentwürfe von Frauen. Die Typologie zeigt ein Spektrum auf, innerhalb dessen sich die Frauen familiär und beruflich zwischen zwei Extremen darstellen und positionieren. Das Buch eignet sich daher, um einen tieferen Einblick in die Thematik „Berufsrückkehrerinnen“ zu bekommen, da es die oft quantitativen Studien durch eine qualitativ-biografische Sicht erweitert und bereichert.